

Andrian Kreye
Autor und leitender Redakteur bei der Süddeutsche Zeitung
„Die amerikanische Zeitenwende - warum nach dieser Wahl alles anders wird“

Festrede Alumni Amerikanistik LMU

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Alumni, Freunde, fellow fans of America, dear General consul,

Ich will mich ganz herzlich für die Einladung bedanken, heute die Festrede für das Amerika-Institut und seine Alumni Association zu halten, wenn auch gleichzeitig etwas zerknirscht, weil mich der vermaledeite Corona-Virus aus der Öffentlichkeit fernhält. Dabei hatte ich mich gerade so auf diesen Abend gefreut, weil auch in diesem Haus und diesem Saal hier meine persönliche Liebe zu Amerika ihren Anfang nahm, weil ich hier die Zeitschriften aus Übersee lesen konnte, die das Tor zur ganzen Welt aufstießen. Weil ich in der Bibliothek Bücher von F. Scott Fitzgerald, Ernest Hemingway und John Steinbeck entdeckte, die mein Leben prägen sollten, Bücher von Angela Davis, Joan Didion und Susan Sontag, die mich zum Nachdenken brachten. Und weil ich für fünf Mark Jazzstars wie Freddie Hubbard oder Art Blakey spielen hören konnte.

Naja, um in die Gegenwart zurückzukehren, und weil in nicht einmal zwei Wochen die wahrscheinlich wichtigsten US-Präsidentschafts-, ja vielleicht sogar überhaupt Wahlen in unserer Lebzeit stattfinden. Und ich hätte gerne Ihre Meinungen zum Endspurt gehört-

Amerikanische Präsidentschaftswahlen sind für Europäer auch deswegen so spannend, weil sie da ihre Amerikaliebe noch einmal überdenken müssen. Die hat sich über die Jahre sehr verändert. Nicht nur für alle Einzelnen, sondern auch für die jeweiligen Generationen.

Erinnern Sie sich denn noch, wann oder wie sie ihre Liebe zu Amerika entdeckt haben? Je jünger wir sind, desto schleicher war dieser Prozess. Für diejenigen, die das Kriegsende oder die Nachkriegsjahre noch in Erinnerung haben, war das oft ein einziger Moment. Für Klaus Doldinger zum Beispiel, einen der erfolgreichsten Jazzmusiker Europas, den in Deutschland so ziemlich jede und jeder als Komponist der Titelmelodie des „Tatort“ kennt.

Der war neun Jahre alt, als ihn und seine Familie das Kriegsende von Wien nach Schrobenhausen verschlug. Es war so ein bayerischer Sommernachmittag, als er am Gasthaus vorbeikam, wo gerade eine Swingband der GIs probte. Das habe ihn damals wie ein Blitz durchzuckt, sagte er. Er habe da nicht nur den Jazz, sondern die Musik überhaupt entdeckt, und was das sein könne. Denn Musik kannte er nur als Marsch oder aus dem Zirkus, wo die Rhythmen streng und zackig waren. Er war vielleicht noch zu jung, aber was Amerika als Befreier Europas für eine Rolle hatte, begriff er auch als Kind in nur wenigen Sekunden.

Fällt Ihnen so ein Moment ein? Wahrscheinlich war es ein kultureller Moment, denn keine Nation in der Geschichte hat die „soft power“ ihrer Kultur so souverän und wirkungsvoll ausgespielt, wie die USA. Vor allem, weil es ein Kulturbegriff war, der keine Unterschiede zwischen Hoch- und Massenkultur machte. Da lag ein großes Versprechen in dieser Offenheit. Das Versprechen, der Freiheit, der Gleichheit und vor allem - das Ende der Langeweile.

Denn Musik war zwar auch für mich und meine Generation ein wichtiger Schlüssel zu Amerika. Ich gehöre allerdings zur Generation der Goldenen Jahre. Für uns waren das Schreckensregime der Nazis, der Krieg und auch die Befreiung schon Schulstoff. München war allerdings auch eine Garnisonsstadt, die mit der McGraw-Kaserne einen der wichtigsten Standpunkte der US-Streitkräfte beherbergte. Vielleicht auch ein guter Grund dafür, dass die Amerikanistik hier ihren Anfang nahm.

Es war dann aber erst einmal ein ganz anderer Sekundenbruchteil, mit dem ich Amerika entdeckte. Wobei, wenn ich mir einen Moment aussuchen müsste, dann wäre der auch in der Zeit, als ich ungefähr neun war, allerdings gut dreißig Jahre später als bei Klaus Doldinger.

Es war Anfang der Siebzigerjahre ein besonders raffinierter Marketing-Coup der Firma McDonalds, die erste Schwabinger Filiale ihrer Schnellrestaurants neben einer Schule zu eröffnen. Nicht neben irgendeiner staatlichen Lehranstalt, sondern neben einer Steinerschule. Dort gehen Kinder hin, die daheim vor allem Vollkorn, Gemüse und Tee bekommen. Denen schenkte McDonalds in der ersten Woche ganze Stapel Gutscheine für Milchshakes, Pommies, Burger. Und so begann meine Liebe zu Amerika mit einem Biss in einen Cheeseburger, der auf den bayerisch-vegetarischen Kindergaumen ungefähr so wirkte wie ein 4th of July-Feuerwerk auf einen Eremiten. Ja doch, eine Bulette mit Gurke, Käselappen und

überzuckerter Sandwichsoße war in diesem Moment das Versprechen großer Freiheiten und Wunder.

Amerika hat dieses Versprechen immer gehalten. Bald nach dem Burger kam die Entdeckung des Radios mit seinem Soldatensender AFN. Da gab es einen DJ namens Don Tracy der Platten von James Brown auflegte, von Johnny „Guitar“ Watson und aus dem Stax Studio in Memphis, Tennessee. Das war Musik, die Lücken füllte, von denen man als Teenager noch gar nicht wusste, dass es die gibt. Während sich Rock und Punk noch damit beschäftigten, von eins bis vier zu zählen, hatten Soul, Funk und Jazz die Kreiszahl Pi berechnet und den Schlüssel zu einem Kosmos gefunden, in dem die Naturgesetze der Motorik und Emotionen ganz neu ausgelegt wurden.

Auf die Musik folgte das Kino. Die jungen Hollywood-Rebellen wie Martin Scorsese, Francis Ford Coppola und Steven Spielberg erzählten Geschichten, die einem den Atem raubten und nicht mehr losließen. Aus den Büchern von Hunter S. Thompson, Tom Wolfe und Truman Capote strahlte eine Klarheit und ein Witz, den man sonst nirgendwo fand. In der Kunst folgten auf die Kraftausbrüche Jackson Pollocks die Ironien von Andy Warhol und auf den die Chiffren von Jean-Michel Basquiat.

Es kam dann wie im Trau. Auf drei Monate war der Auftrag der Zeitschrift Tempo angelegt. Drei Monate in New York, in der Traumstadt, in der ich glaubte, jede Ecke von einer Platte, aus einem Film oder Buch zu kennen. In der Warhol und Basquiat im Nachtclub standen und Susan Sontag im Buchladen las. Aus den drei Monaten wurden zwanzig Jahre. Die Heimkehr war nicht leicht. Im Münchner Winter neu anzukommen in der Stadt der Kindheit und Jugend, das immer noch so, als hätte jemand Farbe und Ton aus dem Fernseher gedreht. Was ich vermisse, fragten mich viele. Platten kann man auch hier auflegen, Filme ansehen, Bücher lesen. Nein, es sind das Licht, das Essen, die Kraft eines Landes, in dem alles immer noch größer, greller, lauter ist. Muss man mögen. Ich mag es. Und seine Kultur hat das im Kern.

Ach ja, die Politik? Der Rassismus, der Imperialismus, die Doppelmoral und Ungerechtigkeit, die Kriege und Intrigen, der Irrsinn und das Chaos? Wie es in linksliberalen Kreisen gerne heißt. Ich bin Journalist. Das alles zu betrachten ist mein Geschäft. Das muss mir nicht gefallen. Meine Liebe zum Land hat das nie stören können.

Diese Liebe zu Amerika hat je nach Lebensalter für die meisten von uns schon einiges aushalten müssen. Den Watergate-Skandalpräsidenten Richard Nixon, den Klassenfeind Ronald Reagan, den Kriegstreiber George Bush, den Folterknecht George W. Bush und dann auch noch den Pöbelproll Donald Trump.

Der hatte es geschafft, nur mit Jähzorn und Twitterkonto bewaffnet von 2016 bis 2020 gleich den gesamten Wertekanon der Aufklärung und des Humanismus in seinen Pfuhl aus Hass und Häme zu kippen. Immer wieder gab es da dieses Gefühl, das Forest Whitaker mit dem Titel seiner eher konservativen Filmromanze "Waiting to Exhale" so schön bebilderte. In der warteten Whitney Houston und ihre Freundin wie in Prinzessinenmärchen auf den richtigen Mann, um endlich erleichtert aufatmen zu können, wenn er dann kommt. Nach Trump war der Demokratenprinz der Europäer erst einmal Joe Biden. Bei der Liebe zu Amerika kommt der Moment des Aufatmens für Europäer meistens nach der Wahnacht und dann bei der Amtseinführungsfeier des jeweils nächsten Demokraten. (eine Frau wäre es auch fast mal geworden und momentan hoffen große Teile der Nation und noch größere Teile der Welt, dass es diesmal auch wirklich eine Frau wird). Trump zeigte es so deutlich, wie nie zuvor: Die europäische Liebe zu Amerika hat ein Parteibuch.

Das ist oft eigenartig, denn es waren eigentlich die Republikaner, von denen Europa am meisten profitierte. Richard Nixon erweiterte die europäische Ostpolitik nach Osten. Ronald Reagan leitete das Ende des Kalten Krieges ein, George Bush besiegelte es. George W. Bush versuchte, eine Wertegemeinschaft des Westens zu zementieren. Nun ja, die Mittel waren mit den Werten nicht ganz vereinbar, da bröckelte die transatlantische Brücke schon etwas.

Der erste richtige Bruch aber war Trump. Nicht nur, weil er mit den Feinden des Westens kokettierte, weil er aus internationalen Verträgen ausstieg und gegen die Verbündeten wettete.

Er verdrehte auch die Pole des amerikanischen Magneten, des so viele angezogen hatte. Denn Europäer warteten nicht nur auf den demokratischen Traummann, sie atmeten nicht nur amerikanische Kultur, da war auch dieses wunderbare amerikanische Zeitgefühl. Und das verkörperten die Demokraten bisher immer am besten. Es ist dieses Gefühl, dass die Gegenwart der Beginn der Zukunft ist. In Europa und vor allem in Deutschland war die Gegenwart meist das Ende der Vergangenheit. John F. Kennedy war Anfang der

Sechzigerjahre der erste. Mit seiner "Moonshot Speech" etablierte er den amerikanischen Geist, der bis heute ein Ideal geblieben ist. "Einige fragen, warum der Mond?", sagte er. "Sie könnten genauso gut fragen, warum den höchsten Berg besteigen? Warum vor 35 Jahren den Atlantik überfliegen? Wir haben uns entschlossen, noch in diesem Jahrzehnt zum Mond zu fliegen - nicht, weil es leicht ist, sondern weil es schwer ist." Da war sie, die menschliche, freundliche Seite des amerikanischen Eroberungswillens und versicherte dem Rest der Welt: Zukunft, Baby! Google hatte eine Zeitlang sogar eine Moonshot-Abteilung, das war sozusagen das Büro für Innovationen.

Kennedy eroberte also den Mond, Jimmy Carter die Herzen, Bill Clinton den Cyberspace und Barack Obama mit dem Oval Office die letzte große Grenze der Bürgerrechte. Und weil sie sich mit Dichterinnen, Pop- und Filmstars trafen, wurde das auch in Übersee nachvollziehbar. Denn die Liebe zu Amerika war eben immer eine Liebe zur Kultur, nicht nur zum Land.

Irgendwann im 21. Jahrhundert nahm die Begeisterung für die amerikanische Kultur etwas ab. Jazz verlor an Bedeutung, Rock and Roll an Kraft, die Literatur wurde eine der Welt und ebenso die Kunst. Aber auch danach gab es diese grandiosen Überraschungen. Das Internet war das Versprechen der Wissenschaftler und Ingenieure, auf der digitalen Infrastruktur der Militärs einen neuen Weltgeist von Freiheit und Aufbruch zu installieren. Der erste Blick in einen Webbrowser war Mitte der Neunzigerjahre ungefähr so nachhaltig bewegend wie für die Generation der Eltern das *Beatles*-Album "Sgt. Pepper". Und selbst das Fernsehen hat Amerika in den letzten zwanzig Jahren noch einmal neu erfunden.

Jetzt, so scheint es, kommt die soft power wieder zurück. Zum ersten Mal gab es beim letzten Amtswechsel im Jahr 2021 so einen Moment des großen Aufatmens mit der Inszenierung einer gemeinsamen Kultur. Und niemand verkörperte das amerikanische Zeitgefühl so perfekt wie die Dichterin Amanda Gorman. Da stand sie in jenem glorreichen Alter, in dem Frances Harper ihre Essays und Lyrik gegen die Sklaverei veröffentlichte, Emma Lazarus ihren zweiten Gedichtband veröffentlichte und Joan Baez mit ihrem Gast Bob Dylan bei Martin Luther Kings Marsch auf Washington auftrat. Sie brachte die Zerstörungskraft Trumps und seiner Anhänger in zwei Zeilen ihres Gedichts „The Hill We Climb“ auf den Punkt und die Aufbruchsstimmung dieses Moments in ein paar Dutzend. Sie eroberte Ronald Reagans "Morgen in Amerika" mit der poetischen Zeile zurück: "The new dawn blooms as we free it." Selbst wer die Worte nicht sofort begriff, verstand, was da passierte. Denn auch als Person

war Amanda Gorman die perfekte Inkarnation Amerikas, hatte sie ihre Jugend doch am Rande von South Central und in Santa Monica verbracht, den zwei Extrempolen der amerikanischen Gesellschaft, die Europa durch den Gangsta Rap und die Surfkultur zu kennen glaubt. Da stand sie, Symbol für den amerikanischen Traum und für Europäer der Beweis, dass in Washington mit Joe Biden und Kamala Harris nun zwei Menschen an der Macht waren, die dieselben Bücher lesen, dieselben Filme sehen, dieselbe Musik hören wie wir.

Erinnern Sie sich noch an den Moment, an dem Sie die Kandidatur Kamala Harris's als Moment der Hoffnung wahrnahmen? Bei mir war es dieser Ausschnitt aus einer lokalen Nachrichtensendung aus Washington. Da besuchte sie einen Schallplattenladen anlässlich des National Small Business Day. Sie zeigte den Reportern ihre Ausbeute. Roy Ayers, Louis Armstrong und Ella Fitzgerald. Für ihre Altersgenossen aus dem Bildungsbürgertum wie mich schloss sich da ein Kreis. Das war die Musik, mit der Amerika uns nicht gelockt, sondern überzeugt hatte. Das war die Musik der Befreiung.

Es war ein trügerischer Moment, denn am 5. November wird das amerikanische Wahlvolk entscheiden, wen es für die bessere Führungspersönlichkeit hält. Danach wird alles anders sein. Gewinnt Donald Trump wird sich die Welt auf eine Zeit der Spannungen und neuen Allianzen einstellen müssen. Amerika wird gesellschaftliche Rückschritte machen, denn Donald Trump steht sehr lautstark für Werte, gegen die sehr viele Menschen sehr lange gekämpft haben. Gegen Vorurteile, gegen traditionelle Rollenbilder, gegen eine Marktwirtschaft, die Freiheit mit „Liberty“ definiert. Also mit einem Freiheitsbegriff, der die Freiheit der Einzelnen über die Freiheit der Vielen stellt. Mit allen Konsequenzen des Konkurrenzkampfes in allen Bereichen des Lebens.

Gewinnt Kamala Harris, wäre es ein Sprung in die Zukunft. Dann wäre nicht nur erstmals eine Frau an der Macht im Weißen Haus, sondern auch eine Person, deren Lebensgeschichte sich nicht auf eine klare Identität festlegen lässt. Amerika hätte gesellschaftsgeschichtlich wieder eine Führungsrolle, wie damals, als Martin Luther King Jr., Joan Baez und Bob Dylan für die Bürgerrecht kämpften. Es wäre aber auch eine Wetter darauf, dass die Demokraten die transatlantische Freundschaft aus dem 20. ins 21. Jahrhundert retten.

Eines zeigt dieser Wahlkampf aber nur zu deutlich. Wie schon 2016 und 2020 verstehen wir Europäer Amerika nicht mehr mit der Selbstverständlichkeit der Kultur. Donald Trumps politisches Erbe wird auch dann weiterleben, wenn er die Wahl verliert. Seine Verbündeten rund um die Welt haben sich das gemerkt. Gewinnt Kamala Harris die Wahlen – und es ist jetzt nach dieser Rede sicher kein Geheimnis, dass sie auch für mich eine Hoffnungsträgerin ist - jetzt nach dieser Rede sicher kein Geheimnis, dass sie auch für mich eine Hoffnungsträgerin ist - wird sie gegen dieses Erbe und diese Verbündeten kämpfen müssen. Und ihre eigenen Verbündeten suchen, die sie immer noch in Europa und gerade auch in Deutschland finden wird.

Vieles von dem, was sich da nun abspielt, verstehen wir als europäische Bildungsbürger nur noch in unseren zutiefst analytischen Momenten. Es ist eine Zeitenwende, in der sich die Pole der amerikanischen Gesellschaft so stark auseinandergedriftet sind, wie noch nie zuvor. Es ist vor allem eine Gegenbewegung, gegen das stetige Zusammenwachsen einer Konsensgesellschaft, die das gesamte 20. Jahrhundert das Testlabor für so viele Entwicklungen war, die im Rest der Welt oft erst später ankamen. Die Jugendrevolte, die Bürgerrechtsbewegung sämtlicher Minderheiten und auch die digitale Gesellschaft nahmen alle dort ihren Anfang.

Dass es nun eine Wahl gibt, in der sich für unser Gefühl Impuls und Vernunft, Alt gegen Jung, Provinz und Großstadt so unversöhnlich gegenüberstehen, können wir intellektuell verstehen. Wir können es in Essays, Analysen und Studien aufarbeiten. Was uns da aber nun für diese Zeitenwende fehlt, ist der emotionale, der kulturelle und auch der intellektuelle Anker. Aber es ist nicht unsere Entscheidung, die am 5. November getroffen wird. Es wird auch niemand die Frage stellen, ob man mit Jazzplatten noch Weltpolitik machen kann. Auch wenn wir uns das heimlich immer noch wünschen.